

von Martina Pahr

# Ich schreibe! Du liest(?)



**Ich schreibe.** Vom Schreiben zu leben, war schon immer mein Traum. Jetzt sitze ich hier am Tisch, während die Sonne auf mich fällt, und hacke in die Tastatur meines treuen Laptops. Der VHS-Kurs „Maschineschreiben“ hat sich (neben dem Autofahren) tatsächlich als das einzig Nützliche erwiesen, was ich als Teenager gelernt habe. Hätte ich dieses Argument nur schon in der Schule gehabt, denke ich, während ich immer noch in die Tasten meines Laptops haue.

**Die Sonne ist längst** ums Haus herum gewandert, und ohne sie fühlen Laptop und ich uns ziemlich allein. Dennoch sitze und schreibe ich unverdrossen weiter, in meiner eigenen kleinen, virtuellen Welt. Immerhin werde ich dafür bezahlt, weshalb ich vermute, dass mein Geschreibsel auch von irgendjemandem gelesen wird. Von irgendjemandem. Der nie antwortet. Der keine Leserbriefe schreibt – oder nur sehr gelegentlich einmal.

Ja meint ihr denn, liebe Leser, ihr seid aus dem Schneider, wenn ihr für ein Magazin bezahlt habt? Ist euch nicht klar, dass ihr mit dem Lesen eines Artikels auch eine Verpflichtung dem Autor gegenüber eingeht? Und welche nicht unerhebliche Verantwortung ihr damit tragt?

**Wo bist du, Leser!?** Und warum rührst du dich nicht?, denke ich, während der Abend graut. Ich erwarte ja keine Pralinen oder flüssige Auf-

merksamkeiten von dir. Ich brauche auch keine Gedichte oder Ständchen unterm Fenster (... meiner Parterre-Wohnung – da wär das Gefälle eh zu niedrig). Aber ist es denn zu viel verlangt, dass du mich wenigstens einmal mit einem Feedback bedenkst – mich, die ich hier ganz allein sitze und schreibe, während sich die Sonne um mich dreht? Ich tu das doch nur für dich! Und du schreibst nie zurück...

So geht's wohl allen Schreiberlingen. Wir wollen nicht nur gelesen werden – wir wollen auch WISSEN, dass wir gelesen werden! Wir wollen wissen, wie unsere fantastischen Formulierungen, die virtuosen Wortneuschöpfungen, die erdachten bizarren Bilder und abwegigen Alliterationen bei der Zielgruppe ankommen. Wir möchten erfahren, wie sie auf unsere Provokationen reagiert, ob sie unseren Gedanken zustimmt oder ganz anderer Meinung ist ...

**Aber das Print-Publikum schweigt beharrlich.** So sehe ich mich gezwungen, das so bitter benötigte Feedback woanders einzuholen. Eine Zeit lang nötigte ich meine Freunde dazu, meine Texte zu lesen, während ich sie mit Argusaugen beim Lesen beobachtete. Auf Dauer erträgt das die beste Freundschaft nicht – drum ließ ich wieder davon ab.

Dann habe ich die Poetry-Slam-Szene heimgesucht, wo alle anderen zu 80 Prozent männlich und zu 100 Prozent halb so alt sind wie ich. Um nicht der mit jugendlichem Taktgefühl geäußerten

Frage begegnen zu müssen „*Kommen die zum Sterben jetzt schon vors Mikro?*“, habe ich auch davon wieder Abstand genommen.

Als letzten Schritt gründete ich kürzlich sogar eine eigene Lesebühne in München. In der Hoffnung, dass die zahlenden Gäste genügend Ausdauer beweisen, sich meine Texte anzuhören, ohne schreiend wegzurennen. Bleiben sie sitzen, können sie mir wenigstens durch spontanes Gelächter oder wahlweise höflich-spärliches Klatschen zu verstehen geben, ob ein Text etwas taugt oder nicht.

**Sollte sich das auch nicht bewähren,** muss ich wohl zu drastischeren Maßnahmen greifen. Vielleicht im Seniorenheim vorlesen, wo die Leute zu schwerhörig oder fußmarod sind, um meiner Lesung auszuweichen. Ich könnte vielleicht auch ein paar WEGE-Leser ausfindig machen und eines Tages vor ihrer Tür stehen, um mir die ersehnte Rückmeldung abzuholen. Ich könnte...

Ach, das bringt doch alles nichts.

**Ich schreibe – Du liest.** Das ist und bleibt der ewig stumme Dialog zwischen Autor und Leser.

Am besten, ich suche mir eine Therapeutin, die mir dabei hilft, an meiner Erwartungshaltung zu arbeiten. Um mir die Sitzungen leisten zu können, werde ich einfach ein wenig mehr schreiben.

**Das wird dann schon!**